

Kritische Anmerkungen zum Konzept „medialer Selbstsozialisation“

HORST NIESYTO

Das Konzept medialer Selbstsozialisation (zusammenfassend: Müller u. a. 2004) akzentuiert die *Eigenleistungen* der Individuen im Sozialisationsprozess. Diese Eigenleistungen haben im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte zweifelsohne zugenommen. Hintergrund sind die Prozesse gesellschaftlicher Pluralisierung und Individualisierung, die erheblich mehr Möglichkeiten für die Individuen zur eigenen Lebensgestaltung bieten, aber auch mit einer Vielzahl von Aufgaben bezüglich der eigenen Lebensbewältigung verbunden sind. In diesem Zusammenhang haben sich Medien zu einem bedeutenden Sozialisationsfaktor entwickelt, der gerade für Kinder und Jugendliche vielfältige und attraktive Angebote offeriert, nicht zuletzt im Hinblick auf identitätsstiftende Orientierungen. Es lässt sich belegen, dass Prozesse kultureller Freisetzung bei Kindern und Jugendlichen zugenommen haben, also die Lockerung von sozial-integrativen Kontroll- und Filtermechanismen im kulturellen Bereich – die Medien spielen hier eine große Bedeutung. Meine Bedenken gegenüber dem Konzept medialer Selbst-Sozialisation beziehen sich nicht auf diesen analytischen Kern, sondern auf die begriffliche Fassung dieser Prozesse sowie auf bestimmte Theoreme bzw. Annahmen, die mit dem Konzept medialer Selbst-Sozialisation verbunden sind.

1.

Der Sozialisationsbegriff umfasst schon immer beide Seiten: die gesellschaftlichen Sozialisationsfelder und -einflüsse *und* die Verarbeitung dieser Einflüsse durch die Individuen. Anders formuliert: Sozialisation umfasst *genuin* Prozesse der subjektiven Aneignung, der Eigenaktivität der Individuen. Als *Doppelprozess* von Assimilation und Akkomodation (Piaget) kann Sozialisation als ein aktiver Anpassungs- und Auseinandersetzungsprozess des Individuums verstanden werden. Das Individuum ist in ständiger Bewegung, um vorhandene Strukturen zu erkennen und neue Strukturen aufzubauen. Dieser Prozess ist immer soziales Handeln auf der Grundlage der Bedeutung von Symbolen (der Mensch als „animal symbolicum“, Cassirer). „Daraus folgt, dass Menschen grundsätzlich nicht einer Welt oder Umwelt *gegenüberstehen*, sondern in einer Welt handeln“ (Kron 1996: 152).

Der Begriff „Selbst-Sozialisation“ verwässert insofern den Sozialisationsbegriff, weil er suggeriert, dass es auch Formen der Sozialisation

gibt, bei denen das „Selbst“ (das für die Eigenaktivität der Individuen steht) *nicht* beteiligt ist. Dies ist offensichtlich falsch, es sei denn, man ist Anhänger biologistischer und/oder extrem manipulationstheoretischer Konzepte.

2.

Um sich diesem Dilemma der „Trivialität“ zu entziehen (Sozialisation ist immer Selbstsozialisation; vgl. Müller u. a. 2004: 246), schlagen die Autor/innen vor, nach den „Verhältnissen von Fremd- und Selbstsozialisation“ zu fragen, wobei sie klarstellen, dass es „weder reine Selbst- noch reine Fremdsozialisation“ gebe (ebd., 247). Trotz dieser Klarstellung scheint es mir problematisch, Begriffe wie „Fremdsozialisation“ und „Selbstsozialisation“ zu verwenden. Zweifelsohne gibt es Situationen, in denen Individuen in unterschiedlicher Stärke und Intensität äußeren Faktoren und Einflüssen ausgesetzt sind – bis hin zu extremen Formen der sozialen Kontrolle, der Abhängigkeit, der öffentlichen „Meinungsmache“. Es gibt auch Sozialisationstheorien, die in unterschiedlicher Weise z. B. sozial-integrative oder kinder- bzw. jugendkulturelle Sichtweisen akzentuieren. Die Verwendung der Begriffe „selbst“ und „fremd“ suggeriert jedoch eine *Dichotomie* zwischen äußeren und inneren Faktoren, die dem komplexen Wechselverhältnis und der Verwobenheit von gesellschaftlichen Angeboten und Strukturmustern einerseits und individuellen Deutungsmustern und symbolischen Verarbeitungsformen andererseits nicht gerecht werden.

3.

Die Verwendung der Begriffe „Selbstsozialisation“ und „Fremdsozialisation“ deutet zugleich auf (implizite) *normative Annahmen* im Konzept der Selbst-Sozialisation hin. Eine dieser Annahmen möchte ich kritisch beleuchten: Das Postulat einer starken *Autonomie- und Wahlfähigkeit* der Individuen.

So nachvollziehbar und unterstützenswert das Postulat einer starken Autonomie- und Wahlfähigkeit der Individuen im Sinne eines auf Emanzipation orientierten Persönlichkeits- und Gesellschaftsverständnisses ist – diese anthropologisch-normative Orientierung ist nicht mit der empirischen Wirklichkeit gleichzusetzen. Aus Alltagserfahrungen und zahlreichen Studien ist bekannt, dass Wahlfähigkeit in hohem Masse an kulturelle und soziale *Ressourcen* gebunden ist, die auch in unserer Gesellschaft nach wie vor höchst unterschiedlich verteilt sind. Müller u.a. konzedieren dies (vgl. Kap. 2.5 ihres Aufsatzes) und verweisen auf die „Kontextabhängigkeit von Selbstsozialisationspotenzialen verschiedener Kulturen“ (2004: 247); explizit nennen sie soziale Kon-

texte wie die Familie, in die man hineingebo-
ren und die Schulklasse, der man zugeteilt
wird (ebd.).

Bei der *Qualitätsanalyse* dieser Ressourcen
grenzen sich die Autoren am Beispiel popu-
lärkultureller Angebote von der
„Vermassungsthese“ ab und bezeichnen den
„aktiven Umgang“ der Individuen mit ihrer
kulturellen Umwelt als entscheidendes Krite-
rium für selbst-sozialisierendes Handeln
(ebd., S. 244 f.). Hier wird eine normative
Setzung deutlich, die auf kultur- und medien-
kritische Analysen (weitgehend) verzichtet
und Gefahr läuft, allein den *Akt* der indivi-
duellen Wahl zum Kriterium für selbststän-
diges und selbstbewusstes Handeln zu ma-
chen. Es war eine der zentralen Intentionen
der sog. „Kritischen Theorie“, die Macht der
ökonomisch Stärksten aufzuzeigen: wie es
der kapitalistischen Ökonomie unter Nut-
zung technischer Rationalität gelingt, ihre
Herrschaft mittels kulturindustrieller Güter
ideologisch abzusichern. Dass Adorno und
andere dabei übers Ziel hinausschossen und
totalitäre Standardisierungen unterstellten –
verbunden mit einer bürgerlich-elitären Ab-
wertung und Diskriminierung populärer kul-
tureller Ausdrucksformen – ist eine Sache.
Es bleibt jedoch die Aufgabe, sich *kritisch* mit
gesellschaftlichen Symbolangeboten und
Ressourcen auseinanderzusetzen und in sym-
bolischen Verarbeitungsweisen von Indivi-
duen auch problematische Aspekte zu be-
nennen. Herrschaftsinteressen können ge-
sellschaftliche Verhältnisse, Symbolsysteme
und Kommunikationsstrukturen produzie-
ren, die z. B. ein mangelndes Denken in Zu-
sammenhängen, mangelnde Selbstreflexion,
soziale Isolierung befördern. Allein Kriterien
wie „aktiver Umgang“ und „individuelle
Wahl aus vorhandenen Sinnmärkten“ zu
nennen, läuft Gefahr, *affirmativ* zu argumen-
tieren und vorhandene Entfremdungspoten-
ziale (und damit verbundene Machtinterese-
sen) zu übergehen. Gerade im Hinblick auf
Identitätsbildungsprozesse ist dieser Punkt wich-
tig. Die Fähigkeit zur „balancierten Präsen-
tation“ von Identität (Müller u. a., S. 239) setzt
Selbstreflexion und Erfahrungslernen vor-
aus. Genau dies ist jedoch durch aktuelle
gesellschaftliche und (medien-)kulturelle Pro-
zesse bedroht: ein relevanter Teil des mas-
senmedialen Angebots trägt zur Fragmentie-
rung von Wissen und Bewusstsein bei, de-
struiert ein Denken in Zusammenhängen und
ein Erfahrungslernen, das sich nicht im
wechselnden und flexiblen „Mitgliedwerden“
in verschiedenen soziokulturellen Kontexten
erschöpft.

Entgegen einer dichotomen Sichtweise, die
gesellschaftliche Makrostrukturen und indivi-
duelle Verarbeitungsmuster gegenüberstellt,

wäre es Aufgabe zeitgemäßer Sozialisations-
forschung, die komplexen, expliziten und
impliziten Wirk- und Aneignungsmechanis-
men offen zu legen (vgl. Hoffmann / Mer-
kens) – und dabei problematische Formen
der symbolischen Aneignung, der Kommu-
nikation und Interaktion nicht auszusparen.

4.

Im Hinblick auf *Pädagogik* und *Bildung* legt
das Konzept „Selbst-Sozialisation“ eine Prä-
ferenz für selbstorganisiertes und selbstge-
steuertes Lernen nahe (vgl. Andeutungen
hierzu in Müller u. a., S. 246). Aus Alltagser-
fahrungen (gerade in Hauptschulumilieus) und
Studien (vgl. die Hinweise bei Maurer 2004:
108) ist bekannt, dass gerade sog. lernschwa-
che Schüler/innen *Strukturierungen* (Instruk-
tion) benötigen, da sie mit offenen Lerner-
rangements oft Probleme haben. Beides ist
nötig: offene Lernformen wie Handlungsori-
entierung, Projektarbeit und selbstorganisier-
tes, selbstentdeckendes Lernen *und* struktu-
rierende Angebote seitens der Pädag-
og/innen, um individuelle Lernprozesse zu
fördern. Auch wird deutlich: das Postulat
einer individuellen Wahlfähigkeit ist als
grundlegende Orientierung zwar wichtig,
ersetzt jedoch nicht strukturierende Hilfen
im Kontext einer subjekt- und lebensweltbe-
zogenen Bildungsarbeit. Wissensaneignung,
Erfahrungslernen und Identitätsbildung set-
zen unverzichtbar eine reflexive Ausein-
andersetzung mit Themen und Personen vor-
aus, die nicht nur „Spas“, „Attraktivität“
etc., sondern auch Eigensinniges, Widerstän-
diges, Reibungsflächen bieten. Hierzu bedarf
es gezielter Anregungen, Arrangements, In-
struktionen – „Selbst-Sozialisation“ reicht
nicht aus.

Schlussbemerkung

Der Begriff „Selbst-Sozialisation“ hat einen
gewissen heuristischen Wert: er lenkt die
Aufmerksamkeit konsequent auf die Subjekt-
seite im Sozialisationsprozess und betont
gegenüber sozial-integrativen Ansätzen die
kulturellen Aneignungs- und Gestaltungs-
prozesse von Kindern und Jugendlichen. Als
sozialisationstheoretischer Begriff ist er je-
doch aus genannten Gründen problematisch.
Ich hatte ihn im gedanklichen Umfeld der
Bielefelder Konferenz (1998) selbst verwen-
det, bin jedoch zwischenzeitlich zum Ergeb-
nis gekommen, dass der Begriff mehr ver-
wischt, denn wirklich klärt. Es gibt unter-
schiedliche Sozialisationstheorien, die jeweils
entwicklungstheoretische, psychoanalytische,
lerntheoretische, handlungstheoretische, sys-
temtheoretische, gesellschaftstheoretische
Dimensionen akzentuieren. Die dem Kon-
zept der „Selbst-Sozialisation“ zugrunde lie-
gende Analyse und Intention verstehe ich als

medienkulturtheoretischen Ansatz – und möchte deshalb empfehlen, nicht von „Selbst-Sozialisation“, sondern von einem „(medien)kulturtheoretischen Sozialisationsmodell“ zu sprechen. Die inhaltliche Ausgestaltung eines solchen Modells ist noch weitgehend ein Desiderat der Theoriebildung.

Literatur

Hoffmann, Dagmar / Merckens, Hans, 2003: Bericht zur Tagung „Sozialisierungstheorien auf dem Prüfstand“ der Sektion Jugendsoziologie der DGS vom 22.2.-24.2.2003 an der Freien Universität in Berlin. In: Ludwigsburger Beiträge zur Medienpädagogik. Online-Magazin Nr. 4 (2003): <http://www.ph-ludwigsburg.de/medien1/intzent.htm>

Kron, Friedrich W., 1996: Grundwissen Pädagogik. 5. Auflage. München/Basel: UTB-Verlag.

Maurer, Björn, 2004: Migration und interkulturelle Medienarbeit. Beitrag zur medienpädagogischen Konzeption des EU-Forschungsprojekts CHICAM. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Pädagogische Hochschule Ludwigsburg.

Müller, Renate / Rhein, Stefanie / Glogner, Patrick, 2004: Das Konzept musikalischer und medialer Selbstsozialisation – widersprüchlich, trivial, überflüssig? In: Hoffmann, Dagmar / Merckens, Hans (Hg.): Jugendsoziologische Sozialisationstheorie. Impulse für die Jugendforschung. Weinheim und München: Juventa, 237-252.

Niesyto, Horst, 2000: Medienpädagogik und soziokulturelle Unterschiede. Eine Studie zur Förderung der aktiven Medienarbeit mit Kindern und Jugendlichen aus bildungsmäßig und sozial benachteiligten Verhältnissen. Baden-Baden/Ludwigsburg

Anmerkungen

1 Vgl. in diesem Zusammenhang den Bericht zur Tagung „Sozialisierungstheorien auf dem Prüfstand“ der Sektion Jugendsoziologie der DGS vom 22.2.-24.2.2003 an der Freien Universität in Berlin. Dagmar Hoffmann und Hans Merckens schreiben zur Frage der Sozialisationstheorie: „Es sollte extensiv über eine effektive Verknüpfung von makrosozialen Strukturen und mikrosozialen Entwicklungsprozessen nachgedacht werden und darüber, wie man diese in Sozialisationstheorien implementieren kann. (...) Es bestehen aus handlungstheoretischer

diffuse Interdependenzen zwischen Gesellschaft, Medien und Individuum, die expliziten und impliziten Wirkmechanismen bzw. Aneignungsprozesse sind allerdings in Bezug auf Sozialisationsverläufe weitgehend unklar.“

2 In diesem Zusammenhang sind auch differenzierende pädagogische Konzepte notwendig, um eine nach wie vor vorhandene „Mittelschicht-Lastigkeit“ – z. B. in der Medienpädagogik – zu überwinden. Das geschieht nicht im „Selbstlauf“, sondern bedarf gezielter Studien und konzeptioneller Arbeit (vgl. hierzu Niesyto 2000 und Maurer 2004).



Prof. Dr. Horst Niesyto

Professor für Erziehungswissenschaft mit Schwerpunkt Medienpädagogik an der PH Ludwigsburg

Arbeitsschwerpunkte:

Grundfragen der Medienpädagogik; Mediensozialisation; Medienpädagogik und soziokulturelle Unterschiede, schulische und außerschulische Medienpädagogik; handlungsorientierte Medienarbeit (insbesondere Bildmedien); interkulturelle Medienarbeit; Methodenentwicklung in der medienpädagogischen Forschung; medienethnografische Projekte.